

Die vielen Erzählungen des Südpazifiks

Zwischen den späten Fünfzigern und den frühen Siebzigern eröffnete die Tiki-Mode einen paradiesischen Raum zur Flucht aus dem Alltag. Dann verschwand sie. Nun wird sie wiederentdeckt: als Teil der Popkultur, als Auseinandersetzung mit dem „Primitiven“, als Stil, der gut zu Tattoos passt

VON JENNI ZYLKA

„Bali Hai“, so heißt es, sei eine wunderbare Insel, ein Paradies in der Südsee mit bunten Vögeln, schönen Schwarzhaarigen in Kolonussbikinis und von Hawaii-gitarrensound und Wellenrauschen untermalten Sonnenuntergängen. In Wirklichkeit, das erklärt jemand im Film „Armchair Travelling“, sei „Bali Hai“ eine der hässlichsten, schmutzigsten und stinkigsten Orte, die der Schriftsteller James A. Michener je gesehen hätte. Und nur, weil ihm der Name gefiel, habe er eine der Inseln seiner „Tales of the South Pacific“ so genannt.

Das war kurz nach dem zweiten Weltkrieg, 1949 adaptierten Richard Rodgers und Oscar Hammerstein II das Buch für ihr Broadway-Musical „South Pacific“. Und legten damit den Grundstein für die Tiki-Leiden-schaft, die sich – passend zur Südsee – in Wellenbewegungen durch die Festland-Zivilisationen der Kontinente bewegt: Tiki, ein Wort aus der Maori-Sprache, das gleichzeitig „Mensch“, „Gott“,

„Schnitzerei“ und „Phallus“ bedeutet, heißt seit den 50ern hochprozentige Rum-Cocktails, Hawaii-Hemden, barbüchige Hulamädchen, holzgeschnitzte Tikigötter und allerhand polyne-sischer Nippes. Tiki war eine Mode, die sich in den USA von den 50ern bis in die frühen 70er hielt. Passend zum zweifelhaften Status als 50. Bundesstaat der USA, den Hawaii 1959 verliehen bekam, versuchte man, dem streng reglementierten Alltag durch eine Flucht ins Paradies zu entkommen, einem diffusen Fernweh zu fröhnen oder sich mit unzureichend verhüllten Bar-mädchen und eines Daiquiris kurz auszuschnallen.

In Sven A. Kirstens 2000 im Taschen Verlag erschienenen Standardwerk „The Book of Tiki“ wird diese Flucht dokumentiert, und es wimmelt von Bildern, auf denen barfüßige Beehive-Trägerinnen schüchtern fruchtig ver-zierte Drinks servieren, und spielfisige 50er-Jahre-Paare steif in prachtvollen Bambus-Tiki-Re-staurants und Hotels herumste-hen. Das neue, soeben erschiene-

ne Buch des Tiki-Experten heißt „Tiki Modern“, und wieder hat Kirsten zwei Buchdeckel mit pit-toresken 50s- und 60s-Schätz-chen gefüllt. Er widmet sich dies-mal Teilaspekten wie etwa den bekanntesten Tiki-Schnitzern „The house of Witco“, dem „Do-it-yourself-Tiki“, nach dessen Bas-telanleitungen die giggelnde Prä-Ikea-Gemeinde in den 60ern Hulagötter und böse guckende Masken für die Tiki-Fecke im Wohnzimmer zusammantackerte, der „Bedeutung und Ge-schichte des Leopardendrucks“ und dem „Primitivismus in der modernen Welt“ – eine interes-sante wie grundsätzliche Ausein-dersetzung mit dem Begriff des „Primitiven“ in der Kunst und der Attraktivität der damit verbundenen Attribute, die in Ankündigungspostern mit Auf-schriften wie „50 wilde Kongo-weiber, Männer und Kinder in ihrem aufgebauten Kongodorfe“ für eine 1913 in Berlin stattfin-dende Ausstellung kulminieren. „Polynesian Pop“ heißt das Phänomen in Jochen Hirschfelds Tiki-Dokumentation, die heute Abend zusammen mit einer Le-

sung von Kirsten, einem Konzert und jeder Menge Tikidrinks für einen Abend in Berlin halt macht, und trifft es damit genau. Denn mehr als Pop scheint die Tikiwelt für ihre späten Konsu-mentInnen nicht zu sein: Die Be-deutung der polynesischen My-thologie, der Rituale, der grim-migen Masken und Designs, oder das Verhältnis zwischen den Zivilisationsaussteigern, an-gefangen mit Paul Gauguin bis hin zu Elvis Presley im Film „Blauer Hawaii“, und vor allem den InselbewohnerInnen sind für die meisten Tikifans nicht von Interesse. Man annektiert Folklore ganz nach dem „Aloha“-Motto, das für Gastfreundschaft, Respekt und Liebe steht.

Auch Hirschfelds Film kann dem nicht abhelfen, trotz aller Detailverliebtheit und beeindruckendem Rechercheaufwand ist „Armchair Travelling“, der nun auf DVD erscheint, eine streckenweise schön anzuschauende und elegant geschnittene Talking-Heads-Aneinanderreihung mit bis ins Klitzekleinste ausgebrei-ten Geschichten darüber, wer nun wo den ersten Mai Thai ge-

mixt und welche Bar eingerich-tet hat. Spannende Infos sind rar, wie etwa der Hinweis, dass der echte Südeebewohner eher den kalischer und stilistischer Ein-fluss geltend gemacht werden, kommen die Rattan-Bars gut an. Indonesische Restaurants mit Bambuswänden und Ente an Bali-Sauce gibt es zwar schon ewig, aber erst die neuen Tiki-bars schafften die Brücke zur modernen Rock-’n’-Roll-Va-riante: Tiki und Tattoo ver-tragen sich gut.

Trotz vereinzelter Frau-enzeittings-Modestrecken oder Tiki-Bareinrichtungen in schlimmen Vorabend-

serien ist Tiki in Deutschland nach wie vor eher ein Nischen-stil, zu camp und zu eigenwillig kitschig für den Mainstream. Wenn man Glück hat, ändert sich das auch nicht: Als Massen-phänomen würde Tiki seinen Charme verlieren.

Sven A. Kirsten: „Tiki Modern. Sexy Savage: Excavating Tiki's Finest Offerings“. Taschen Verlag, 336 S., 29,99 € „Armchair Travelling“. DVD Tour: heute Abend Berlin, 27. 9. Mün-chen, 28. 9. Zürich, 29. 9. St. Gallen

In Deutschland ist Tiki eher ein Nischenstil – zu camp, zu kitschig und zu eigenwillig für den Mainstream

chen vor – ursprünglich war Tiki ein typischer „Bachelor“-Trend. Heute hat er viele Fans, die man gestroht Nerds nennen kann – FreundInnen einer früheren Zeitepoche zeichnen sich oft durch eine genaue Adaption der Gegebenheiten ihres Lieblings-jahrzehnts aus. Für den moder-nen Tikifan, denn Tiki hat in Form von dekorativen Bars und Läden seit ein paar Jahren auch Deutschland überzeugt, ist die Nähe zu den 50ern und 60ern wichtiger als der Ethno-Anteil: